

Die Zukunft der (französischen) Literaturwissenschaft

Von den Herausgebern der ZFSL freundlich sollicitiert, eine „Replik“ auf Andreas Kablitz' Diskussionsbeitrag „Versuch eines Plädoyers für das Experiment: Die Chancen einer paradoxen Wissenschaft“ zu liefern, sehe ich mich in einer gewissen Verlegenheit. Der Begriff Replik setzt nach allgemeinem Verständnis eine Situation von hartem Dissens voraus, und erwartet werden folglich Äußerungen, welche denen des Gesprächspartners (Diskussionsgegners) kräftig widersprechen. Eine solche Erwartung kann mein Replik nicht erfüllen, da ich viele Argumente, die Kablitz entwickelt oder andeutet, ähnlich formulieren würde. Andere Argumente rufen bei mir allenfalls partiellen Widerspruch hervor und scheinen eher nach Nuancierungen als nach Falsifikationen zu verlangen. Statt eines Gegen-Plädoyers, das den „Literary Studies“ eine Zukunft verschriebe, die sowohl von Kablitz' Optionen wie vom Gehalt der romanistischen Überlieferung radikal verschieden wäre, präsentiere ich zur Debatte also lediglich einige ergänzende Notizen.

I

Beginnen möchte ich mit dem Punkt, an dem mein Bedürfnis, Kablitz' Argumente zu differenzieren, relativ am dringlichsten manifest wird. Es handelt sich um die Auffassung einer grundsätzlichen „Widerständigkeit der Literatur“, die hier – in der auch explizit zugestandenen Nachfolge Paul de Mans – als „Widerständigkeit der Literatur gegenüber allen Versuchen ihrer kausalen Reduktion“, ja als „Widerständigkeit des Poetischen [...] gegen die Theorie“ überhaupt konzipiert ist. Diese Auffassung erscheint mir sehr sympathisch und kann gewiß diverse poetologische Zeugnisse anführen, welche sie als Selbstverständnis einer im weiteren Sinn modernen Literatur von starkem Autonomiebewußtsein ausweisen. Doch wäre zu fragen, ob das Konzept solcher „Widerständigkeit“ gegen theoretische oder – genauer gesagt – gegen Spezial-Diskurse einer jeweiligen Wissensordnung wirklich generell für *die* Literatur gilt, unabhängig von den Differenzen historisch und gesellschaftlich ganz verschiedenartig beschaffener Ästhetiken und Kommunikationssituationen. Daß die Sachverhalte zumindest historisch komplizierter sind, als De Mans Rhetorik wahrhaben möchte, gibt Kablitz selber zu; denn was er einmal als universal gültige Definition *der* Literatur postuliert, wird an einer anderen Stelle

geschichtlich durchaus partikular situiert, und zwar „im Feld der Humanwissenschaften, das sich mit dem 19. Jahrhundert herausgebildet hat“: Eben „in derselben Epoche[!]“ soll sich – wie es heißt – auch „die Literatur [...] mit dem Anspruch eines Gegenentwurfs zu aller rationalen Repräsentation der Wirklichkeit formiert“ haben. In der Tat bewahrt die Poetik der *déconstruction* immer dann halbwegs ihre theoretische Prägnanz, wenn man sie als Ausdruck eines spezifisch modernen bzw. postmodernen literarischen Selbstkonzepts begreift und gebraucht. Wenn man ihre Prämissen dagegen derart umfassend versteht, daß sie für La Rochefoucaulds *Maximes*, Molières Komödien, Rousseaus *Discours*, Balzacs *Comédie humaine* oder Mallarmés *Un coup de dés* gleichermaßen gelten, muß die Prägnanz dieser Poetik verlorengehen, und die Rede von der „Widerständigkeit“, deren Subversivität durch ihre Popularität ohnehin dementiert zu werden droht, büßt – ins harmlos Allgemeine verflüchtigt – jede Bestimmtheit ein.

Indessen habe ich bei der von Kahlitz entwickelten Argumentation zur „Widerständigkeit“ den Eindruck, daß sie die Termini „Literatur“ und „Theorie“ letztlich weniger geschichtlich präzisieren und relativieren als vielmehr totalisierend in den Rang ‚mystischer Aktanten‘ erheben möchte, welche ein für allemal mit stabilen Charakteren ausgestattet zu sein scheinen. Derart wird „Widerständigkeit gegen die Theorie“ als definitorische Norm des Literarischen immer schon vorausgesetzt, ähnlich wie einst Benedetto Croce die „poesia“ ungeachtet aller historischen Wandlungen in der Kongruenz von individuellem und universalem Ausdruck quasi für die Ewigkeit normativ fixiert zu haben glaubte. Dabei bestünde das eigentliche Interesse der Literaturwissenschaft meines Erachtens nicht darin, „Widerständigkeit“ als ein für ihre Analysen gleichsam verbürgtes Thema voranzusetzen, sondern sie allererst zu erweisen, und mehr noch: sie in ihrer jeweils verschieden gearteten Konsistenz und Qualität konkret zu beschreiben. Was das Verhältnis von wissenschaftlichen Spezial-Diskursen und literarischem Interdiskurs betrifft, sieht die Lage bei Céline zweifellos anders aus als bei Proust oder im *Père Goriot* wiederum anders als in der *Princesse de Clèves*, und ein Gedicht von Malherbe dürfte sich der Theoretisierung wohl kaum auf die gleiche Weise, auch nicht im gleichen Ausmaß, entziehen wie ein Gedicht von Rimbaud.

Dazu kommt freilich noch ein weiterer Einwand. Selbst wenn die „Widerständigkeit“ gegen Theorie und wissenschaftlich disziplinierte Rede als quasi universal gültige Norm des Literarischen vorausgesetzt werden sollte, würde das solcherart prätendierte *ineffabile* dennoch der Wissenschaftsdiskurse bedürfen, um durch und gleichzeitig gegen sie eben als Differenz in Erscheinung treten zu können. Das heißt: Die Negativität der Literatur müßte solange unmarkiert und folgenlos bleiben, wie sie sich nicht an dem positiven Machtwillen theoriegeleiteter Analysen erproben dürfte. Hier liegt die – altmodisch formuliert – dialektische Funktion, welche einerseits eine strikte textanalytische Methodik (sei es hermeneutischer, sei es semiotischer Provenienz) und

andererseits die problemgenerierenden Wissensbestände der *sciences humaines* literaturwissenschaftlich zu erfüllen haben. Tatsächlich spricht ja vieles für Kablitz' Befund „der Brüchigkeit einer Übersetzung des Poetischen in jene Ordnungen, welche die Wissenschaften von der Seele und der Gesellschaft des Menschen entworfen haben“. Daß und in welcher Art solche Übersetzungen ‚brüchig‘ ausfallen, ist jedoch allein durch den jeweils unvollkommenen Übersetzungsversuch in einen humanwissenschaftlichen Diskurs zu erfahren. Sonst bliebe gerade gegenüber Texten mit transgressiven Intentionen nichts anderes übrig, als Glaubensakte zu vollziehen oder mimetisch ein Charisma zu feiern. Für die so häßlichen wie überflüssigen Tautologien, welche bei der letzteren Option in der Regel entstehen, kennt jeder luzide Leser Beispiele genug. „Le critique qui poétise son propos d'entrée de jeu risque l'échec complet: il ne sera ni critique ni poète“, hat Jean Starobinski, der selber ein exzellenter Schriftsteller ist, einmal festgestellt, und ich möchte ihm in diesem Urteil ohne Einschränkungen Recht geben.

Im übrigen finde ich es ein wenig übertrieben, den Sachverhalt der Konfrontation einer diskursiven Wissenschaft mit einem weithin diskursresistenten Gegenstandsbereich auf den Begriff einer offenbar dramatisch beunruhigenden „kategoriale[n] Paradoxie“ zu bringen. Es ist genaugenommen nämlich schwer auszumachen, inwiefern die Konfrontation mit Gegenständen, welche sich der Erfassung und Disziplinierung durch einen Diskurs teilweise entziehen, speziell die Literaturwissenschaft in besonderem Maß deprimieren – oder umgekehrt illustrieren – soll. Für Musik- und Kunstwissenschaftler bestehen, soweit ich sehe, ähnliche, wenn nicht die gleichen Erkenntnis- und Arbeitsbedingungen. Und welcher Historiker, welcher Soziologe oder Psychoanalytiker könnte von sich behaupten, das per se sinnlose Chaos der Wirklichkeiten, an denen, er sich abarbeitet, jemals ohne „Brüchigkeit“ (und mehr als bloß partial) in die sinnstiftenden Diskurse seiner Wissenschaftsdisziplin übersetzt zu haben?

II

Aus dem bislang Gesagten wird wenigstens indirekt schon deutlich, welche Qualitäten ich einer zukünftigen Praxis von Literaturwissenschaft als unabdingbar zuschreiben möchte. Es sind die – keineswegs eklatant neuen – Qualitäten der Historizität und der Rationalität, Werte also, die auf dem Markt wissenschaftspolitischer Reklame nicht unbedingt die beste, das heißt: die blendendste, Figur machen dürften. Trotzdem sind sie von entscheidender Bedeutung, wenn das Fach Wert darauf legt, die ihm herkömmlich anvertrauten Aufgaben einer kritischen Überlieferung, Analyse bzw. Interpretation und Erklärung literarischer Texte weiterhin zu erfüllen. Vielleicht noch größeres Gewicht besitzen sie indessen im Hinblick auf die interdisziplinären Leistungen, welche die Nachbardisziplinen – von der Kunstgeschichte bis zur Soziologie – von einer intellektuell aktiven

Literaturwissenschaft zu erwarten pflegen. Schließlich ist das unabsehbar weite Feld der Literatur nicht eine exklusive Domäne der Philologen, sondern interessiert die Vertreter praktisch aller Humanwissenschaften: Dazu lese man Historiker von Duby bis Ginzburg, Soziologen von Elias bis Luhmann, Psychoanalytiker von Freud bis Lacan. Sie versehen die auf Literatur spezialisierten Philologen mit humanwissenschaftlichen Fragestellungen und Problemen und haben ihrerseits ein Recht, von den Philologen über text-hermeneutische oder text-semiotische Sachverhalte aufgeklärt zu werden, die nicht zum Wahrnehmungsbereich der für sie disziplinär konstitutiven Beobachtungen gehören. Dabei stellt sich heraus, daß die Interessenten der Nachbardisziplinen dem Philologen zumeist um so dankbarer sind, je weniger dieser sich auf die bloße – etwa landeskundliche – Kompilation geographischer, historischer oder soziologischer Daten beschränkt und je mehr er an eigenem Wissen zu bieten hat, das die speziell historischen oder soziologischen Erkenntnismittel unzugänglich bliebe.

Nun wird der Leser nach den letzten Bemerkungen einigermaßen verstört fragen: Und was ist mit der Krise? Gibt es etwa keine Evaluationskommissionen, die von Ministerien mit Vorliebe beauftragt werden, Gutachten zum Abbau gerade literaturwissenschaftlicher Stellen oder zur Schließung gerade romanistischer Institute zu verfassen? Und gibt es auf der Seite speziell romanistischer Literaturwissenschaftler nicht die Neigung, solchen Signalen in einer Mischung von entschlossener Anpassungsbereitschaft und schüchternem Abwehrwillen scheinbar (?) gehorsam vorauszuweichen? Beispielsweise indem textlinguistisch ausgewiesene Interpreten moderner Lyrik ihr Können in den Dienst einer betriebswirtschaftlichen Theorie der Lagerhaltung stellen und damit hoffen, „durch studientechnische Marginalisierung“ ihrer Fächer – wie Kablitz treffend schreibt –, „die eigene Belanglosigkeit überspielen und durch die Nachbarschaft zum Belangvollen möglicherweise sogar überwinden“ zu können? Woraus dann bizarre Studienkarrieren wie die des bayerischen „Kulturwirts“ entstehen, durch welche das Belanglose, die „Kultur“, sich beflissen oder verzweifelt in die Ehe (der Soziologe Alois Hahn meint: die *Mésalliance*) mit dem Belangvollen, dem „Wirt“, zu retten versucht.

Das alles gibt es in der Tat, und der Literaturwissenschaftler könnte hier auch zweifellos Symptome einer Krise sehen, wenn ihm die Rede von der Krise seines Fachs nicht seit mindestens drei Jahrzehnten als stabile – und folglich paradoxal beruhigende – Permanenz vertraut wäre. (Ich schlage, von Kablitz' Essay angeregt, die 1969 veröffentlichten *Ansichten einer künftigen Germanistik* auf und lese dort im ersten Satz des Vorworts: „Daß die Krise der Germanistik in Kritik überzugehen habe, ist schon eine einigermaßen betagte Forderung“. Als Panazee wurden damals übrigens „linguistische Fragestellungen“ verordnet, deren Primat „Literaturgeschichte und die ‚Kunst‘ der Interpretation“ ersetzen sollte). Anders als in den sechziger Jahren erscheint die Krisenphase von 1997 jedoch keineswegs mehr vorrangig als eine solche des Fachs ‚Französische‘ oder ‚Romanistische‘ Literaturwissenschaft selbst. Die aktuelle Etappe der kritischen *longue durée* läßt sich kaum noch

durch erkenntnistheoretische oder epistemologische Motive erklären, sondern hängt ganz überwiegend von den institutionellen Rahmenbedingungen der Disziplin ab. Oder mit anderen Worten gesagt: Die gegenwärtigen Schwierigkeiten haben nur zu einem geringen Teil wissenschaftsinterne Ursprünge; ihre entscheidenden Gründe sind vielmehr politischer und ökonomischer oder (um einen heute besonders unpopulären, aber eben deshalb erkenntnisträchtigen Begriff zu verwenden) polit-ökonomischer Natur. Freilich wäre zu deren Explikation eine längere Abhandlung vonnöten, die hier auf wenige Stichworte reduziert werden muß.

Das bedrängendste Problem, dem sich die romanistische Literaturwissenschaft – und zwar in höherem Maß als andere neuphilologische Literaturwissenschaften – zur Zeit ausgesetzt sieht, ist unter den eben genannten Gesichtspunkten der enorme Hiat zwischen ihren disziplinären wie interdisziplinären Ansprüchen und der mit diesen Ansprüchen immer weniger zu vermittelnden universitären Studienrealität. Daß die Ansprüche des Fachs, für sich genommen, hoch sind, geht nicht zuletzt aus den Qualitäten hervor, welche ich in bezug auf seine Zukunft als wesentlich skizziert habe. Zu den Kompetenzen, die damit näherhin postuliert werden, gehören eine hinlängliche Vertrautheit mit den vielleicht extensivsten Kanon-Beständen der Weltliteratur; ein Lektüre-Gedächtnis, das mehr noch zur intertextuellen als zur rein textuellen Analyse disponiert; Kenntnisse von Mythen, philosophischen Argumenten und Sprachfiguren, die aus den Kulturen der klassischen Sprachen stammen; des weiteren – und forschungspragmatisch eher in erster Linie – Kenntnisse jener Fragestellungen und Probleme, welche die Nachbardisziplinen unter den *sciences humaines* bewegen und in der eigenen Disziplin den Horizont erkenntnisleitender Interessen bilden.

Diese Ansprüche, die sich um so stärker ausweiten, je mehr an Philosophie und Theorie im Lauf der Geschichte zu nicht mehr wahrheitsfähiger Literatur – zu einem Genus von „literatura fantástica“ (mit Borges gesprochen) – ‚absinkt‘ oder avanciert, treffen nun auf den Ausbildungsbetrieb der real existierenden mitteleuropäischen Universität. Daß die deutsche Universität „im Kern verrottet“ sei, zählt bekanntlich zu den meistzitierten Urteilen, welche letzthin über die einst zukunftsweisende Humboldtsche Institution gefällt wurden: ein Urteil, das sicherlich ungerecht ist, da es verkennt, welche außerordentlichen Leistungen einzelne Forscher und Gelehrte in dieser Institution immer noch hervorzubringen vermögen, das zugleich aber – leider – auch etwas; Trefendes insoweit hat, als es sich auf typische, politisch und ökonomisch induzierte Strukturen bezieht. Die Strukturen, welche die real existierende deutsche Universität (von der österreichischen soll hier höflich geschwiegen werden) am Ende des Jahrhunderts idealtypisch kennzeichnen, sind einem progressiven (doch gleichwohl in abrupten Richtungswechseln ablaufenden) Deformationsprozeß zu verdanken, der sich, wie die meisten fatalen Entwicklungen aus einer Folge an sich gut gemeinter, mitunter hochherziger Absichten ergeben hat. Epochale Etappen des Deformationsprozesses wären etwa die Abstellung der

Universität zum Manövergelände einer (in relevanteren Funktionssystemen vermiedenen) sogenannten „Demokratisierung“, die bald in eine – möglicherweise vorhersehbare – Bürokratisierung mündete; die studentische Überfüllung der ‚weichen‘, das heißt: besonders durchgreifend „demokratisierten“ Universitätsfächer zur Kaschierung unaufhaltsam wachsender Jugendarbeitslosigkeit; schließlich der Einsatz nur mehr wirtschaftlich rasonabler Universitätsreformen als anscheinend bequemes Instrument von Industrie- und Standortpolitik.

Dabei wäre es gewiß falsch, die Resultate dieser Entwicklung einer demiurgischen Instanz von wissenschafts- und kulturfeindlicher Malice anzulasten. Eher stellen sie flagrante Indizien politischer Hilflosigkeit dar. Jedenfalls sind die einstigen Projekte, die planvollen Fortschritt verhießen, in ein wirres Taumeln geraten. Die gleiche Universität, welche vormals radikal-demokratisch revolutionär den ‚späten Kapitalismus‘ der siebziger Jahre überwinden sollte, erfreut sich nun im frühen Kapitalismus der neunziger Jahre des Auftrags, möglichst wendig den Signalen des Marktes zu gehorchen. Demnach ist statt Demokratisierung seit langem die Devise von Flexibilität angesagt. Für sie sollen neuerdings strikte Präsidialrégimes sorgen, deren Wille zur Dynamik sich indessen immer noch in den trägen Verhältnissen entfalten soll, die mit, den von früheren Projekten erzeugten Dimensionen der Masse unverändert gegeben sind (und zur politischen Ruhigstellung von Jugendlichen, die sonst keine befriedigenden Arbeitschancen sehen, selbstverständlich nach wie vor bewahrt werden müssen).

Im Kontext der solcherart deformierten, gleichzeitig demokratisierten und marktorientierten Universität können Disziplinen wie die Romanistische Literaturwissenschaft, aber auch andere Philologien oder *sciences humaines* von vergleichbarem Wissenschafts- und Aufklärungsanspruch, nur als Fremdkörper wirken. Der störende Charakter von Fremdkörpern kommt ihnen dabei ganz unabhängig von der Frage zu, ob man ihre Erkenntnismöglichkeiten eher – wie Kablitz – mit stolzem Pessimismus oder eher – wie ich – mit ebenso stolzem Optimismus einschätzen möchte. Solche epistemologischen Differenzen haben auf der Ebene einer wissenschaftstheoretischen Diskussion sicher ihre Bedeutung, doch erschließen sie nicht eigentlich den zentralen Punkt dessen, was die pointiert aktuelle Phase der Dauerkrise unseres Fachs ausmacht. Er besteht meines Erachtens darin, daß die konstitutiven Gegenstände, Interessen und Methoden des Fachs (gleichgültig ob man es dekonstruktiv, systemtheoretisch, diskursarchäologisch oder psychosemiotisch betreiben mag) aufgrund ihrer immens voraussetzungsreichen Beschaffenheit weder ganz demokratisch noch besonders marktgängig sein können. In idealer Verbindung sowohl demokratisch wie marktgängig erscheinen dagegen die Bereiche, die – wissenschaftlich gesehen – bloße Randzonen der Disziplin bilden: Sprachpraxis und Landeskunde (deren Primat deshalb von Medien und Behörden bezeichnenderweise auch unablässig eingeklagt wird). Gemessen an den spezifischen Aufgaben, welche eine kulturtheoretisch interessierte und aktive Literaturwissenschaft im Verbund mit den anderen *sciences humaines* zu lösen hätte, präsentieren sich

diese Bereiche als dienstbereite Praktiken von Mimesis und Informationsverarbeitung, die ihre jeweilige Funktion gerade dann gut zu erfüllen pflegen, wenn sie intellektuell eher passiv bleiben. Das macht sie als Prämisse und Propädeutik aller philologischen Aktivität schlechthin unentbehrlich; doch ist ihre Unentbehrlichkeit in einem Verhältnis Hegelscher Dialektik eben an ihre rezeptive Disposition gebunden, die sich auf Nachahmung eingestellt hat sowie auf die Sammlung und Gliederung eines vermischten Wissens, das als methodisch elaboriertes anderweitig (in der Geographie, der Geschichte, den Wirtschaftswissenschaften usw.) gewonnen wird.

Demgegenüber besitzt die Literaturwissenschaft – weiterhin hegelianisch gesprochen – eine durchaus herrschaftliche Disposition zu (wenngleich natürlich bloß partieller) methodischer Autonomie. Diesen Vorzug bezahlt sie mit dem Manko, außerhalb des Wissenschaftssystems – etwa in dessen ökonomischer und politischer Umwelt – nicht in gleichem Maß für unentbehrlich gehalten zu werden wie jene Kompetenzen, die sie selbst als ihr zugeordnete Präliminarien betrachtet. Trotzdem wird sich die romanistische Literaturwissenschaft (um eine Prognose zu wagen) auch über die gegenwärtige Krisenphase hinaus behaupten und nach einer Weile manches verlorene Terrain zurückgewinnen. Denn mag sie für die Wissenschaftsumwelt auch nicht unentbehrlich erscheinen, so ist sie innerhalb der *sciences humaines* doch eine Notwendigkeit, so notwendig wie die Soziologie, der wir Luhmanns *Soziale Systeme* verdanken, oder die Philosophie, die uns Derridas *Grammatologie* oder in einer früheren Epoche Kants *Kritik der reinen Vernunft* geschenkt hat. Für das Funktionieren von Wirtschaft und Politik sind solche Texte strenggenommen kaum weniger entbehrlich als – sagen wir – Auerbachs *Mimesis* oder Genettes *Palimpsestes*. Dennoch möchte man auf sie, und das heißt eben auch: auf ihre disziplinären Voraussetzungen und Kontexte, ungern verzichten, jedenfalls solange nicht, wie es das (vielleicht fragwürdige) *Humanum* eines Willens zum Verstehen gibt, mitsamt den aus ihm erwachsenden, unvermeidlich luxurierenden Folgen: der Neugier, Vergangenheit zu erforschen; der Lust, die Wirkung des Schönen einzusehen; dem Ehrgeiz, theoretische Ordnungen zu schaffen, und vielen anderen, gleichermaßen Wissen und Unruhe stiftenden Impulsen ähnlicher Art.

III

Beim Zurückblättern in meinen Notizen fällt mir auf, daß ich bald von Philologie, bald speziell von Literaturwissenschaft und bald noch spezieller von romanistischer oder französischer Literaturwissenschaft gesprochen habe. Diese Uneinheitlichkeit der Termini, welche sich spontan ergeben hat, ist gleichwohl nicht als Zufall zu werten und mehr als ein Ausdruck terminologischer Nachlässigkeit. Die epistemologischen und institutionellen Probleme, über die hier gehandelt wird, sind nämlich von unterschiedlicher Reichweite. Teils betreffen sie das gesamte Feld des

philologischen Wissens, teils sind sie prononciert auf einen bestimmten Sektor bezogen: auf die romanistische Literaturwissenschaft im Unterschied etwa zur germanistischen oder auf die französische Literaturwissenschaft im Unterschied etwa zur hispanistischen.

Was speziell die französische Literaturwissenschaft angeht, möchte ich zum Schluß noch eine Beobachtung anführen, die nichts Originelles hat, aber trotzdem verdient, genauer durchdacht zu werden. Gemeint ist der inzwischen häufig konstatierte Sachverhalt des allgemeinen Geltungsverlusts, den die französische Literatur und Sprache (oder vielmehr – in genauer Reihenfolge – Sprache und Literatur) während der letzten Dezennien in bezug auf ihren internationalen Rang erfahren hat: ein Geltungsverlust, der selbstverständlich auch Gewicht und Verbreitung der französischen Literaturwissenschaft im deutschen Sprachraum beeinträchtigen muß. Bei den Symptomen, die für das unter verschiedenen Aspekten bedauerliche Phänomen zu nennen wären, besteht leider ein ausgesprochener *embarras de richesse*. Ich erwähne lediglich zwei bezeichnende Lektüreerfahrungen, die mir, da sie fast gleichzeitig stattfanden, das Phänomen schlagartig bewußt gemacht haben.

Die eine Erfahrung vermittelte die Rezension des sonst durchaus respektablen Berichtsbandes eines germanistischen DFG-Symposiums zum Thema *Germanistik und Komparatistik* (Stuttgart/Weimar 1995). Der Band läßt erkennen, daß Texte französischer Literatur und insbesondere französischer Literaturtheorie von Literaturwissenschaftlern, die keine romanistischen ‚Spezialisten‘ sind, heute zwar gerne en passant genannt, aber kaum noch im Original gelesen werden. Wenn doch einmal ein Original-Zitat aus dem Bereich der *sciences humaines* erfolgt (was lediglich bei Prominenten à la Barthes oder Foucault der Fall ist), wird der Passus, wie das in komparatistischen Veröffentlichungen sonst bei Zitationen aus dem Russischen oder Japanischen zu geschehen pflegt, regelmäßig von einer Übersetzung ins Deutsche begleitet. So kann es bei der Übersetzung des französischen Plurals von „une possibilité indéfinie de discours“ in den deutschen Singular von „eine unbegrenzte Möglichkeit des Diskurses“ dann passieren, daß der Foucaultsche Begriff des „discours“ als institutionell geregelter Rede sich gleich auch in einen Diskurs- bzw. Gesprächsbegriff à la Habermas verwandelt.

Drastischer ist die zweite Erfahrung, von der ich berichten möchte. Im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit der Überprüfung von qualifizierten Anträgen auf Dissertationsstipendien befaßt, stoße ich auf den Antrag eines jungen Philosophen, der sich zum Ziel gesetzt hat, Edward Saids *Orientalism* mithilfe von Derrida und anderen Exponenten des „Poststrukturalismus“ auf ein höheres gedankliches Niveau zu heben. Der Antrag ist gewinnend und nicht unverständlich formuliert; doch irritiert mich am Ende seine Bibliographie, in der – zwei Kolonnen lang – Schriften von Derrida und Foucault ausschließlich in deutscher oder englischer Übersetzung erscheinen. Verwirrt konsultiere ich die Angaben des Kandidaten zu seiner Person, um aus ihnen zu erfahren, daß er als „Spezialgebiet“ den Komplex „Französische Gegenwartsphilosophie“ betrachtet,

während als „Sprachkenntnisse“ erwähnt werden: „Englisch, neuerdings etwas Spanisch“. Dabei verrät die letztere, meines Erachtens kompromittierende Angabe, daß der Spezialist für französische Gegenwartsphilosophie der französischen Sprache offenbar nicht nur unkundig ist, sondern daß er dies Defizit – „neuerdings etwas Spanisch“ lernend – wohl nicht einmal als hermeneutisches Problem wahrzunehmen vermag.

Ich habe beide Erfahrungen hier relativ detailliert wiedergegeben, weil ich sie für einen bestimmten Aspekt, der dem allmählichen Verblässen französischer Kultur anhaftet, aufschlußreich finde. Der Rückgang des Französischen hat nämlich, soweit ich zu beobachten meine, die Sprache eher – man könnte auch sagen: früher – betroffen als die kulturellen bzw. literarisch-philosophischen Inhalte (die aller Wahrscheinlichkeit nach dem Rückgang dann freilich bald folgen werden). Während Pariser Philosophen und Theoretiker – oft dank nordamerikanischer Vermittlung – durchaus noch ein beträchtliches Charisma ausstrahlen können, scheint der sprachlichen Materialität ihrer Texte dies Prestige bereits entzogen zu sein, was um so paradoxer wirkt, als die gleichen Philosophen ja größten Wert auf das Pathos einer Autonomie des Signifikanten zu legen pflegen, welche jede Übersetzung, das heißt: jede Vorstellung einer Äquivalenz von Signifikaten, im Grunde invalidieren möchte.

Indessen verleiht gerade die Paradoxie einer auf Übersetzungen gestützten Rezeption des gewollt Unübersetzbaren meinem Befund ein zusätzliches Relief. Sie zeigt (und das ist vielleicht eine diskussionswürdige Hypothese zu einem an sich kaum der Diskussion bedürftigen Phänomen), daß bei der Verdrängung des Französischen aus dem Feld der Humanwissenschaften zwei zeittypische Trends aufs engste zusammenwirken, ja konvergieren: einerseits die Tendenz zu einer prinzipiellen Entphilologisierung des Wissens, andererseits die damit konvergente Entwicklung zu einem Zustand von Unikulturalität, welcher sich zumindest in Europa als sprachliche Unifizierung durch die Hegemonie des Englischen zu etablieren beginnt. Dabei vollzieht sich die Entphilologisierung des Wissens auf bemerkenswert manifeste Weise. Jedenfalls scheint sie, kurioserweise nicht zuletzt gerade von Philologen mit Applaus bedacht, weit entfernt davon, sich zu verbergen oder ihrer Programmatik zu schämen. Im übrigen reduziert sich durch sie nicht allein das historisch relativierende Bewußtsein der Sprach- und Diskursgebundenheit aller „jeux de vérité“; mit dem Bewußtsein soll vielmehr auch der Sachverhalt selbst, in dem die technisch-industrielle Welt weniger eine Quelle intellektueller Produktivität als eine Störung erblickt, zum Verschwinden gebracht werden. Am Ende existiert Sprache dann derart ausschließlich als normiertes Instrument möglichst schneller Kommunikation, daß sogar von den Philosophen der unhintergehbaren Sprachlichkeit nur mehr die allergrößten Schlagworte zu kommunizieren sind.

Weniger manifest verläuft – zumindest an der Oberfläche der Deklarationen – der Prozeß der kulturellen Unifizierung. Ihm widerspricht vor allem die populäre Losung der Multikulturalität, eine Devise, die wohl wie keine zweite (rivalisieren könnte allenfalls das Schlagwort der „Individualisierung“) darauf abzielt, die machtvolle Dynamik aktueller gesellschaftlicher Bewegungen ideologisch zu verschleiern. Wie groß die Macht des Unifizierungsinteresses wirklich ist, zeigt dagegen der Umstand, daß die Etablierung des Englischen als alleiniger Kultur- und Wissenschaftssprache in Europa – soweit ich das politisch beurteilen kann – in erster Linie ja keineswegs aus traditionell nationalistischen Motiven von Großbritannien (und nicht einmal von den USA) selber betrieben wird. Weit größere Energie scheinen beispielsweise die kleineren Nationen germanischer Sprache – Österreich, die Niederlande, zunehmend auch Deutschland – in das Anglophonie-Projekt zu investieren. Ihm gegenüber haben die herkömmlichen Reverenzen, welche Politiker und Wissenschaftsfunktionäre aus dem primär oder sekundär englischsprachigen Europa der französischen Kultur von Zeit zu Zeit erweisen, offenbar nur noch wenig zu besagen. Daß nicht allein Franzosen, sondern auch deutsche Romanisten und zumal Französisisten über diese Situation betrübt sind, versteht sich von selbst. Indessen sollten sie – und insbesondere die letztgenannten deswegen in ihrer Kulturarbeit nicht nachlassen; denen [sic!] eben die evidenten Schwierigkeiten verleihen ihren Anstrengungen, bei denen auch die „Widerständigkeit“ der Literatur gegen offizielle Diskurse gleichsam empirisch zu erproben wäre, gewissermaßen kontrafaktisch nur um so mehr Verdienst und Bedeutung. Auf jeden Fall ist das Bemühen um philologische Rationalität und sprachliche Diversifikation, gerade weil es in den praktischen Erfolgsaussichten heute und in naher Zukunft begrenzt erscheinen mag, aller Ehren wert. Und auch wenn es zu einer neueuropäischen Multikulturalität auf die Dauer nicht reichen sollte, wären schon Residuen von Bikulturalität ein Gewinn, vielleicht sogar ein Anknüpfungspunkt für spätere Reprisen bzw. „ricorsi storici“ alteuropäischer Polyphonie, durch die dann nicht bloß das Französische, sondern gleichfalls das Italienische oder Spanische selbst in Londoner oder Berliner Akademien erneut Gehören finden könnten.